
Gabriela Ann Eakin-Thimme

Die emigrierten Historiker als Vermittler sozialgeschichtlicher Ansätze?¹

Der Althistoriker Arnaldo Momigliano, selbst von italienischen Faschisten vertrieben, stellte einmal fest, daß Felix Gilbert im Laufe der Jahre viel von amerikanischen Erfahrungen und amerikanischem Geschichtsdenken gelernt habe:

„... but he has remained, in the main interests and methodical presuppositions of his historical work, a representative of Weimar culture.“²

Wenn Gilbert – trotz seiner Emigration 1933 – als Wissenschaftler weitgehend der Alte blieb, mußten die Arbeitsbedingungen in den USA wohl so beschaffen sein, daß er bei seinen Hauptinteressen und methodischen Vorannahmen bleiben konnte. Was aber lernte er in dem Land, das ihm Zuflucht gewährte, neu dazu? Traf er dort, mit Hans Rosenberg und den anderen Kollegen, auf ein Mekka der Sozialgeschichte? Erlaubten erst diese amerikanischen Erfahrungen den emigrierten Historikern, nach 1945 als Vermittler zugunsten der Sozialgeschichte in Deutschland Einfluß zu nehmen?

In den drei Haupteinwanderungsländern USA, Großbritannien und Palästina galt es für alle Emigranten, in Konkurrenz mit etablierten Kollegen eine Nische zu finden. Die Konfrontation mit einem fremdartigen akademischen System verlangte ihnen ein gewisses Maß an Anpassungsbereitschaft und -fähigkeit ab, zumal die Bedingungen der Möglichkeit, sich als Historiker neu zu etablieren, ausgesprochen vielfältig waren. Fachinterne Fakto-

1 Die biographische Bestandsaufnahme meiner demnächst erscheinenden Studie zu den deutschsprachigen Historikern in der Emigration nach 1933 beläuft sich auf 98 Personen, darunter zehn Frauen, in der Regel promoviert im Fach Geschichte an einer deutschsprachigen Universität vor der Emigration. Der Anteil von Vertretern der Neuen Geschichte lag bei ca. 70 Prozent; die Mediävistik war von der Vertreibung etwas stärker betroffen als die Alte Geschichte. Mit der endgültigen Niederlassung von ca. 65 Prozent der Historiker in den USA stellt letzteres das wichtigste Einwanderungsland dar; nach Großbritannien gingen knapp 20 Prozent, nach Palästina gut fünf Prozent. Die anderen Emigranten verteilen sich auf die Türkei, die Schweiz, Frankreich, Belgien, die Niederlande und Schweden.

2 A. Momigliano, Rezension, in: *Journal of Modern History* 49 (1977), S. 672-675, hier 673.

ren spielten dabei ebenso eine Rolle wie innenpolitische und weltpolitische Faktoren. Die Wechselwirkung dieser Faktoren bestimmte die Handlungsspielräume für die Emigranten und diese Handlungsspielräume wiederum unterschieden sich: 1. in länderspezifischer Hinsicht, 2. hinsichtlich einzelner Fachgebiete und 3. änderten sie sich im Laufe der Zeit.

In den USA ergaben sich so zwischen den Emigranten und ihren Fachkollegen verschiedene Konstellationen konfligierender und gemeinsamer Interessen. Die Bereitschaft der Emigranten aber, den Erfordernissen, die einen Einstieg in das akademische System ermöglichten, nachzukommen und der Grad an Offenheit, den sie gegenüber inhaltlichen und methodischen Anregungen zeigten, war sehr unterschiedlich. Und ebenso unterschiedlich – je nach Interessenlage und politischem Zeitgeschehen – definierte sich die Haltung der Amerikaner gegenüber den deutschsprachigen Historikern.

I. Auf dem Historikertag in Boston/MA 1930 behandelte, neben der amerikanischen Geschichte, das Gros der Sektionen die europäische Geschichte – vor 1789. Der Schwerpunkt lag auf dem Mittelalter und dem Gebiet Renaissance und Reformation. Die europäische Geschichte bis zur Französischen Revolution war das gemeinsame Erbe der Neuen und der Alten Welt, und als Vor-Geschichte der amerikanischen Nation dort seit langem von Bedeutung. Der Akzent lag dabei auf der Englischen mehr als auf der Französischen Geschichte, besonders jener der Politischen und Institutionengeschichte. Das Interesse an der *Modern European History* – seit 1789 – hatte zwar schon um die Jahrhundertwende begonnen zu wachsen, seit dem Zeitpunkt, als sich die amerikanische Geschichtswissenschaft von ihrem deutschen Vorbild emanzipierte. Doch konsolidierte sich das Fachgebiet erst gegen Ende der 1920er Jahre.

Zu erinnern ist hier kurz an die *progressive historians*, die eine Erweiterung der Geschichtsschreibung vor allem durch die Berücksichtigung von Faktoren ökonomischer, sozialer und intellektueller Entwicklungen forderten. Mit ihrem Gegenwartsinteresse envisagierten sie Konvergenzen in der gegenwärtigen Entwicklung der Sozialpolitik und der (imperialistischen) Außenpolitik der USA und Europa. Um die amerikanischen Entwicklungen historisch erklären zu können, schien es sinnvoll, den Rahmen dafür geographisch auf Europa auszudehnen.

Ebenfalls ist kurz an den Ersten Weltkrieg zu erinnern, durch den der Aufstieg des Faches *Modern European History* eine neue Dynamik bekam. Das amerikanische Kriegsministerium hatte 1917 die *Columbia University* in New York gebeten, einen Kurs über *war issues* vorzubereiten. Er sollte an allen Colleges installiert werden, die zukünftige Soldaten ausbildeten

und historisches und aktuelles Wissen über den Kontinent vermitteln, wo dieser Krieg, an dem die USA nun teilnahmen, stattfand. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dieser Kurs, als *introduction to contemporary civilization* fortgesetzt, zum Modell für nahezu alle Hochschulen. Die amerikanische Geschichte wurde von nun an als Teil der westlichen Zivilisation begriffen, der Unterricht in *Western civilization* als elementar für die Ausbildung. Das Curriculum manifestierte die durch den Ersten Weltkrieg wiedererfolgte Anbindung Nordamerikas an Europa, und das Bewußtsein sowie die Aufgabe, nicht nur eine gemeinsame Vergangenheit, sondern auch eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft zu haben.

Der Verankerung dieser *Western perspective* in der Lehre folgte in den 1920er Jahren die Ausdehnung der Europa-Forschung, abzulesen nicht nur an der wachsenden Anzahl entsprechender Veröffentlichungen, sondern auch an der Wissenschafts- respektive Stipendienpolitik der *Rockefeller Foundation* und der *Guggenheim Foundation*, der Eröffnung der *Hoover Institution* in Stanford/CA, mit ihren Beständen zu *modern international relations* und der 1929 erfolgten Gründung der *Modern European History Section* der *American Historical Association* und ihrem Organ *Journal of Modern History*.³ Mit der Tatsache, daß auf dem Historikertag in Boston/MA 1930 keine Sektion zur *Modern European History* abgehalten wurde, spiegelte die Veranstaltung also eine Art „Traditionsüberhang“ wider und entsprach nicht dem mittlerweile erreichten Stellenwert des Fachgebiets innerhalb der amerikanischen Geschichtswissenschaft.

In Folge der Weltwirtschaftskrise war die Arbeitsmarktsituation für Akademiker zu Beginn der 1930er Jahre ausgesprochen schlecht. Doch stieg, parallel zum Zurückweichen der Isolationisten und mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, das Interesse an der *Modern European History* immens und damit an den Emigranten als Spezialisten, – für Vorträge, zusätzlich einzurichtende Hochschulkurse, aber kaum für Festanstellungen. Mit dem Rückgang der Studentenzahlen nach dem Kriegseintritt der USA 1941 wurden die *Army Special Training Programs* und für viele Emigranten die Mitarbeit im Geheimdienst, (das gilt – zeitlich früher – auch für einige der Kollegen in Großbritannien), zur besten „Arbeitsbeschaffungsmaßnahme“, die ihnen zu diesem Zeitpunkt widerfahren konnte. Nach dem Kriegsende aber, mit der Rückkehr der demobilisierten Soldaten und der Expansion des Hochschulsystems, präziser noch in den 1950er Jahren, setz-

3 Nach einer Umfrage von Chester P. Higby gab es 1926 schätzungsweise 250 amerikanische Historiker des modernen Europa bei einer Mitgliederzahl der *American Historical Association* von 2868. Vgl. C. P. Higby, Vorwort, in: *Journal of Modern History* 1 (1929), S. 3-8. Siehe auch F. Stern, *German History in America, 1884-1984*, in: *Central European History* 19 (1986), S. 131-163.

te der *take-off* für die Fächer *German Studies* und *European Studies* erst richtig ein. Und das war, vor dem Hintergrund des weltpolitischen Geschehens, auf Basis der gemeinsamen Interessenlage, dem konzertierten Engagement der amerikanischen Europa-Historiker wie dem der deutschsprachigen Emigranten zu verdanken.⁴

Zunehmend dehnten die Europa-Historiker ihr Netzwerk nach 1945 organisatorisch weiter aus. Die Emigranten wiederum, die fast alle eine feste Anstellung fanden, gewannen in dem Netzwerk zunehmend an Präsenz. Hans Kohn, in der Nachfolge von Hajo Holborn und Felix Gilbert als Sekretär, forcierte als Vorsitzender der *Modern European History Section* 1954 die englische Übersetzung ausländischer Geschichtswerke. Die Sektion verspreche sich dadurch nicht nur einen Stimulus für die amerikanische Geschichtswissenschaft, „... but [it would] serve the better understanding of the mentality of other countries.“⁵

Es war eine der Ideen, mit welchen die Emigranten versuchten, wissenschaftliche „Aufbauhilfe“ für Deutschland und Österreich zu leisten.

1957 kam es, wieder im Rahmen des jährlichen Historikertages, zur Bildung der *Conference Group for Central European History*. Eigentlich war nur ein loses Treffen zur Verständigung über die Forschung zu Zentraleuropa geplant gewesen. Der Andrang jedoch, es erschienen 60 Personen, führte sogleich zur Gründung jener *Conference Group*. Holborn und Kohn wurden in das *executive committee* gewählt, die Statuten noch am 28. Dezember 1957 verabschiedet. Die Zahl der Mitglieder kletterte im folgenden Jahr schon auf 126.⁶ Noch auf dem Gründungstreffen der *Conference Group for Central European History* wurde ein *Habsburg Committee to forward the Hantsch Project in this Country* bestellt. Hugo Hantsch, Professor an der Wiener Universität, hatte seine Kollegen in den USA um Hilfe

4 Zur Entwicklung des Faches *Modern European History* in den USA seit 1945 vgl. auch D. H. Pinkney, *American Historians on the European Past*, in: *American Historical Review* 86 (1981), S. 1-20.

5 *Minutes* der Sektionssitzung von Dezember 1954, in: *Journal of Modern History* 27 (1955), S. 108.

6 Neben Historiker-Emigranten wie Andreas Dorpalen (Canton/NY), Friedrich Engel-Jánosi (Washington/DC), Fritz T. Epstein (Washington/DC), George W.F. Hallgarten (zu dieser Zeit ohne Stellung), Felix E. Hirsch (Trenton/NJ), Robert A. Kann (New Brunswick/NJ), Gerhard Masur (Lynchburg/VA) und Hans Rosenberg (New York), schlossen sich der Gruppe auch „altbekannte“ amerikanische Europa-Historiker wie Walter L. Dorn (New York) an sowie jüngere Leute, z.B. Gerhard L. Weinberg (Lexington/KY) und Gerald Stourzh (Chicago/IL), die zum Teil Emigranten der zweiten Generation waren, wie Hans W. Gatzke (Baltimore/MD) und Frank G. Eyck (Alexandria/VA), der Sohn Erich Eycks. – Zum folgenden vgl. die entsprechen Protokolle, *Reports* und Mitgliederlisten, in: *Leo Baeck Institute*, New York, Hans Kohn Collection, Box 8, Folder 3.

gebeten. Er bemühte sich, ein umfassendes Projekt zur Geschichte des Habsburger Reiches auf den Weg zu bringen. 1958 wurde das „Hantsch-Projekt-Komitee“ umgewandelt in das *United States Committee to Promote Studies of the History of the Habsburg Monarchy*. Zudem wollte sich die Wiener Universität um die Ausrichtung des Internationalen Historikerkongresses 1965 bei der *Rockefeller Foundation* bewerben. Holborn und Kohn besprachen sich am Rande des Historikertages 1959 mit den einschlägigen amerikanischen Kollegen, wie eine erfolgreiche „politische“ Unterstützung dafür aussehen könnte. Das „Hantsch-Projekt“ erhielt finanzielle Förderung; der Internationale Historikerkongreß fand 1965 in Wien statt, unter besonderem Einsatz des dorthin remigrierten Friedrich Engel-Jánosi. So, und ähnlich, organisiert man eben Geschichtswissenschaft.

Diese erfolgreiche Bündelung von Forschungsinteressen der Europa-Historiker in den 1950er Jahren konnte erfolgen, weil die *American Historical Association* mit ihren jährlichen Treffen das entsprechende Forum für solche Zusammenschlüsse bot. Hier trafen sich die Emigranten und amerikanischen Europa-Historiker – auch der jüngeren Generation wie Gordon A. Craig, Leonard Krieger oder Carl E. Schorske – wieder, die sich aus der Zeit ihrer Geheimdiensttätigkeit kannten. Und dieses Netzwerk wurde erweitert um alte Verbindungen und jene Netzwerke, welche die Emigranten untereinander aufrechterhalten hatten.⁷

Im Gegensatz zu den Kollegen in Großbritannien und Palästina profitierten in den USA etliche Emigranten von einem größeren Arbeitszusammenhang. Es bildeten sich jedoch keine Emigranten-spezifischen „Interessenverbände“. Die deutschsprachigen Historiker organisierten sich gemeinsam mit amerikanischen Kollegen als Europa-Historiker, Renaissance- und Reformations-Spezialisten, oder Vertreter – nein, nicht der Sozialgeschichte, aber der Ideengeschichte.

⁷ Vergleichbare Möglichkeiten der Netzwerkbildung besaßen die Historiker-Emigranten in Großbritannien und Palästina in den 1930er und 1940er Jahren nicht. Abgesehen von der äußerst begrenzten Aufnahmefähigkeit der akademischen Systeme, sind in Bezug auf Großbritannien drei fehlende Voraussetzungen zu nennen: 1. bekam nur eine geringe Anzahl der dort verbliebenen Emigranten bis 1945 die Gelegenheit, an einer Hochschule zu lehren; 2. stießen die wenigen auf Neuere Deutsche Geschichte spezialisierten Historiker seitens ihrer britischen Kollegen kaum auf Interesse; 3. existierte unter den Emigranten in Großbritannien auch in anderen Fachgebieten keine in solchem Maße, über einen längeren Zeitraum reichende Konzentration gemeinsamer Interessen. In Großbritannien fand sich weder ein Forum, noch eine Institution mit ausreichend finanziellen Ressourcen, die mehreren Emigranten gleichzeitig als „Andockstation“ hätte dienen können. Eine solche „Andockstation“ war das *Institute for Advanced Study* in Princeton/NJ, und ein solches Forum war die *Modern European History Section* des amerikanischen Historikerverbandes.

Fixpunkt dieses Netzwerkes war das 1940 von Arthur O. Lovejoy gegründete *Journal of the History of Ideas* (Baltimore/MD). Der amerikanische Philosoph hatte im Laufe seiner Gelehrtenjahre eine ganz eigene Vorstellung von Ideengeschichte entwickelt.⁸ Seine *history of ideas* gründete in der Überzeugung von der Existenz, Persistenz und zeitlichen Mobilität von *unit-ideas*. Lovejoy glaubte; Ideen als isolierte Einheiten behandeln zu können. Losgelöst aus einem (Denk-)System oder ihrem sozialen Kontext, sei ihre Kontinuität und Entwicklung durch die Geschichte hindurch zu verfolgen. Das Konzept war seine Antwort auf die Überspezialisierung und Zersplitterung in den Geistes- und Sozialwissenschaften, – sein Anliegen eine interdisziplinäre Synthese.⁹

Um sein Forschungsfeld zu etablieren, unternahm Lovejoy ähnliche Anstrengungen wie die Kollegen für die *Modern European History*. Und da kamen ihm die geistes- und ideengeschichtlich versierten Historiker-Emigranten wie z.B. Hans Baron gerade recht. Diesen empfahl er an die *City Colleges* in New York, in der Überzeugung,

„.... that he is a man for whom, in the interest of historical scholarship in this country – and especially of a phase of the history of ideas in which we have still too few first-class scholars – we ought to find an academic position favorable to the continuance of his research and the publication of two important volumes which he has in progress.“¹⁰

In das *editorial board* des *Journal of the History of Ideas* aber wurden berufen: 1944 die Philosophen-Emigranten Paul O. Kristeller und Ernst Cassirer sowie Hajo Holborn, 1949 Hans Kohn und 1967 Felix Gilbert. Je fester sich die Emigranten im akademischen System verankerten, desto mehr konnten auch sie für die Förderung der *history of ideas* etwas tun. Bereits 1955 wurde die Idee geboren, um das *Journal of the History of Ideas* herum eine entsprechende *society* zu bilden.¹¹ Nachdem sich die potentiellen Interessenten im Laufe des Jahres 1958 darüber verständigt hatten, kam es

8 Zu Lovejoy vgl. D. J. Wilson, *Arthur O. Lovejoy and the Quest for Intelligibility*, Chapel Hill/NC 1980.

9 Grundlegend für Lovejoys Konzeption war seine Vorlesungsreihe an der *Harvard University* in Cambridge/MA 1933, publiziert 1936 unter dem Titel: *The Great Chain of Being*, sowie: *Essays in the Historiography of Ideas*, Baltimore/MD 1938. Vgl. auch die ausgewählten Beiträge zur *history of ideas* aus dem *Journal of the History of Ideas* aus den Jahren 1940-1987 in D. R. Kelley (Hrsg.), *The History of Ideas. Canon and Variations*, Rochester/NY 1990.

10 Empfehlungsschreiben Arthur O. Lovejoys an J. Salwyn Schapiro, *City Colleges of New York*, vom 16. Dezember 1938, in: *Bodleian Library Oxford/Society for the Protection of Science and Learning*, File „H. Baron“.

11 Vgl. Brief Hans Kohn an Philip P. Wiener/*Journal of the History of Ideas*, vom 3. Oktober 1955, in: *Leo Baeck Institute*, New York, Hans Kohn Collection, Box 4, Folder 5.

ein Jahr später, pünktlich zum 20. Geburtstag des *Journal of the History of Ideas*, zur Gründung der *International Society for the History of Ideas*, zu deren Präsident Hans Kohn ernannt wurde. Wie sehr dieses Unternehmen auf internationale Zustimmung stieß, läßt sich an der Mitgliederliste ablesen,¹² – Hans Rosenberg war diesmal nicht dabei.

Wenn auch etliche der amerikanischen Europa-Historiker ihre deutschsprachigen Kollegen mit offenen Armen begrüßt hatten, der mancherseits versprochene „Gewinn“ durch die Emigranten stand den amerikanischen Historikern im allgemeinen nicht unbedingt vor Augen. Vor dem Krieg jedenfalls dominierte die Auffassung, die verschiedenen Themengebiete seien durch einheimische Gelehrte hinreichend vertreten. Zudem kann man nicht behaupten, daß die deutschsprachigen Historiker in den 1930er Jahren ob einer angenommenen methodischen Andersartigkeit besonderes Interesse erregt hätten. Eine Bereicherung darin sie in methodischer Hinsicht war auf Seiten der Amerikaner kaum ein Gegenstand von Überlegungen noch ein Argument in den die Emigranten betreffenden Diskussionen.¹³ Arthur O. Lovejoy war einer der wenigen, der ein dezidiert methodisches Interesse an den Emigranten bekundete, aber auch dies eigentlich in Hinblick auf eine personelle Verstärkung seines Fachgebietes, ohne dabei – in Bezug auf

12 Bis 1961 waren der *Society* u.a. beigetreten: Hans Baron (Chicago/IL), Sir Isaiah Berlin (Oxford), Martin Buber (Jerusalem), Ernst H. Gombrich (London), George P. Gooch (Oxford), Hajo Holborn (New Haven/CT), Max Horkheimer (Frankfurt a. M.), Werner Jaeger (Cambridge/MA), Hans Kohn (New York), Paul O. Kristeller (New York), Theodor Litt (Bonn), Karl Löwith (Heidelberg), Sir Karl Popper (London), Paolo Rossi (Mailand), Percy E. Schramm (Göttingen), Karl D. Erdmann (Kiel), Werner Kaegi (Basel), und natürlich Arthur O. Lovejoy sowie John H. Randall und Philip P. Wiener (New York) vom *Journal of the History of Ideas*.

13 Das bemerkt auch K. J. Greenberg, „Uphill Work“: The German Refugee Historians and American Institutions of Higher Learning, in: H. Lehmann u. J. J. Sheehan (Hrsg.), *An Interrupted Past: German-speaking Refugee Historians in the United States after 1933*, Cambridge/MA 1991, S. 94-101, hier 96. Hinsichtlich der Bedeutung von „language and social skills“ für ein Reüssieren der Emigranten stimme ich mit Greenberg überein, nur eingeschränkt jedoch mit ihrer folgenden Feststellung (S. 98-101): Angesichts des relativen Desinteresses seitens der amerikanischen Historikerkunft sei der Erfolg der Emigranten größtenteils ihrer Selbsthilfe, persönlichen Ambitionen, Beharrlichkeit, Geduld, der offensichtlichen Abwesenheit jeglichen Unmuts über schlechte Bezahlung und Zeitverträge sowie ihrer Fähigkeit zuzuschreiben, persönlich und professionell Eindruck zu machen und ihre amerikanische Zuhörerschaft zu erziehen. Scheint mir einerseits gerade im Bereich der *Modern European History* ein Interesse bestanden zu haben, so andererseits die berufliche Konsolidierung der Emigranten nicht allein (oder auch größtenteils) auf deren „Fähigkeit als Erzieher“ zurückzuführen. Greenbergs Bewertung fällt in meinen Augen insgesamt zu positiv aus. Die Geschichte als „institutional appreciation of the refugee historians“ innerhalb weniger Jahre, also als „reine Erfolgsgeschichte“ zu erzählen, scheint mir nicht angemessen.

die Emigranten – zwischen sehr unterschiedlichen Auffassungen von Ideengeschichte zu differenzieren.

Im Bereich der *Modern European History*, wo nach 1945 die wissenschaftspolitischen ebenso wie die wissenschaftlichen und politischen Interessen der deutschsprachigen und amerikanischen Europa-Historiker konvergierten, spielten methodologische Fragen hinsichtlich einer tatsächlichen respektive empfundenen Kohäsion des Faches eine untergeordnete Rolle. In wissenschaftsorganisatorischer Hinsicht wurde der Ausbau des Faches vorangetrieben; die Deutsche Geschichte löste die Englische und die Französische Geschichte als zentrales Themengebiet ab. Forschungsinteressen wurden gebündelt, neue Schwerpunkte gesetzt, Kommissionen, Zeitschriften und Projekte ins Leben gerufen. Ein kleiner Arbeitskreis aber, der sich wie jener für moderne Sozialgeschichte in Heidelberg explizit „zur fortlaufenden Aussprache über Grundlagen und Methoden sowie zum Austausch von Forschungsergebnissen“¹⁴ in einer solch hohen Frequenz über einen solch langen Zeitraum traf, fand sich im Rahmen des amerikanischen Historikerverbandes unter Beteiligung mehrerer Emigranten nicht zusammen.

II. Unter dem Gesichtspunkt Kontinuität im Werk der Emigranten ist folgendes kurz festzuhalten: Generell kann man zwei Phasen unterscheiden, eine erste Phase der beruflichen Unsicherheit, die von 1933 bis ca. Ende der 1940er Jahre reichte und eine zweite Phase der beruflichen Konsolidierung, die um 1950 begann. In der ersten Phase wurden laufende Forschungsprojekte unterbrochen und verzögert. Durch gewisse Erfordernisse, die einen Einstieg in das akademische System ermöglichten, kam es vor, daß in dieser Phase Teile des angestammten Fachgebietes aufgegeben wurden. Weitaus häufiger aber ergaben sich Erweiterungen des Fachgebietes. Fritz T. Epstein z.B. konnte mit der Russischen Geschichte lange Jahre kein Geld verdienen. In dieser Zeit verlagerte er sein Interesse auf die neueste europäische Diplomatiegeschichte, wie auch der Renaissance-Spezialist Felix Gilbert.

Diese dazugewonnenen Themengebiete sollten für die betreffenden Historiker ein zweites Standbein in ihrer Karriere werden. Allgemein aber ist zu Beginn der Phase der beruflichen Konsolidierung um 1950 eine Rückkehr zu den ursprünglichen Schwerpunkten zu verzeichnen. Felix Gilbert konzentrierte sich wieder auf die Renaissance, Fritz T. Epstein konnte nun als Rußland-Spezialist ein Auskommen finden.

14 W. Conze, Die Gründung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, in: *Hamburg Jahrbuch für Wirtschaft und Gesellschaftspolitik*, Fs. Carl Jantke, 24 (1979), S. 23-32, hier 24.

Generell ist festzustellen, daß keiner der Historiker aufgrund der erzwungenen Emigration willentlich mit deutschen Wissenschaftstraditionen brach, und daß sie ebenso ihren methodischen Ansätzen und Interessen treu blieben. Das Eingebundensein in das akademische System, und für manche die Mitarbeit im Geheimdienst, konnten zwar nicht nur zu einer thematischen Erweiterung der Arbeitsgebiete führen, sondern auch Inspiration durch andersartige Theorien und Methoden bieten. Doch ist evident, daß die Wurzeln der „innovativen“ Ansätze bei den jüngeren Historikern in den 1920er Jahren lagen. Zum einen existierten manche thematischen und methodischen Interessen vor 1933 gleichsam als Optionen, die nicht oder kaum weiter verfolgt wurden und erst nach der Emigration, in einer veränderten beruflichen Konstellation zum Zuge kamen. Zum anderen wurden frühe tastende Versuche und Experimente – ob mit Komparatistik, der Soziologie (und hier vor allem Max Weber), der Kulturgeschichte, der Ethnologie, der Ikonographie oder der Sozialgeschichte gerade in Zusammenhang mit der Ideengeschichte in der Emigration fortgesetzt und methodische Instrumentarien weiterentwickelt.

Was Hans Rosenberg später bestätigte, gilt auch für andere Kollegen: daß es seine Auseinandersetzung mit der „Erschütterung überkommener Werte“, der Zerstörung alter Erwartungen in den „traumatischen Umbruchsjahren“ nach dem Ersten Weltkrieg gewesen war, die seine historischen Erkenntnisbemühungen in bestimmte Bahnen gelenkt hatte.¹⁵ Der Grad an Offenheit gegenüber inhaltlichen und gerade methodischen Anregungen aber erwuchs aus der persönlichen Disposition. Hans Rosenberg verfeinerte seine methodischen Ansätze wie er sie schon 1933 in einer Art „Programmwurf“ zur Information für die Hilfsorganisationen dargelegt hatte. Dabei nutzte er die Kontakte mit Sozialwissenschaftlern aus seinem neuen Umfeld und setzte sich intensiv mit den Politischen Wissenschaften und der Soziologie auseinander.¹⁶ Gerhard Masur indessen zog sich – auf Dauer – willentlich zurück und konzentrierte sich auf sein altes Projekt ei-

15 H. Rosenberg, Einführung, in: ders., Politische Denkströmungen im deutschen Vormärz, Göttingen 1972, S. 7-17, hier 9 und ders., Rückblick auf ein Historikerleben zwischen zwei Kulturen, in: ders., Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen, Göttingen 1978, S. 11-23, hier 12. – Vgl. H. Baron, The First History of the Historical Concept of the Renaissance: A Discussion of W. K. Ferguson's „The Renaissance in Historical Thought“ [Boston/MA, 1948], in: Journal of the History of Ideas 11 (1950), S. 493-510, hier 500 und H. Holborn, Protestantismus und politische Ideengeschichte. Kritische Bemerkungen aus Anlaß des Buches von O. Westphal „Feinde Bismarcks“ [München, Berlin, 1930], in: HZ 144 (1931), S. 15-30, hier 15f.

16 Vgl. H. Rosenberg, Vorbericht, in: ders., Die Weltwirtschaftskrise von 1857-1859, Göttingen 1974, S. V-XXV, hier XIV.

ner Europäischen Geistesgeschichte, und dies in bester „traditioneller“ Manier. Er war

„... mehr denn je davon überzeugt, dass jedenfalls in der Geistesgeschichte, die grossen Leistungen von Einzelmenschen oder Gruppen von Gleichgesinnten gemacht werden, die dann den Ton angeben für die Zeit oder die Nachzeit. ... Mein Freund Hans Herzfeld schrieb mir, dass er auch in Stanford, California, keine grosse Gegenliebe für die Geistesgeschichte gefunden habe. Das lässt mich ziemlich kalt. Jeder muss das tun, was er für richtig und wahr hält. Zur guten Zeit werden dann auch die jetzigen [sozialgeschichtlichen] Moden vorübergehen.“¹⁷

Das akademische System in den USA war pluralistisch genug, auch Gerhard Masur eine Nische bieten zu können, in der er sich weitgehend von allen „neumodischen“ Ansprüchen an die Geschichtswissenschaft freihalten konnte. Keiner der Emigranten sah sich gezwungen, für eine Fortsetzung der Karriere die Methoden wechseln zu müssen. Hans Rosenberg aber war hinsichtlich seiner methodischen Aufgeschlossenheit gegenüber den Nachbardisziplinen herausragend. Zwischen diesen beiden Polen gab es nur äußerst selten ernsthafte Versuche, dezidiert sozialwissenschaftliche Ansätze in der Praxis umzusetzen.

Robert A. Kann stieß Anfang der 1950er Jahre zu einem Projekt, das im Rahmen eines *Center for Research in World-Political Institutions* an der *Princeton University* angesiedelt war. Dort entstanden (seit 1951) vergleichende Studien zu europäischen Ländern, aber auch den USA. Der Schwerpunkt lag auf der Frage nach den Gesetzmäßigkeiten solcher institutioneller Zusammenschlüsse und dem Funktionieren respektive der Bedeutung von „Integration“. Die Analyse historischer Integrationsvorgänge zielte darauf ab, Faktoren heraus zu arbeiten, die für ein erfolgreiches Zusammenwachsen internationaler „Sicherheits-Gemeinschaften“ (wie die *UN* und die *NATO*) ausschlaggebend sein könnten.¹⁸ Robert A. Kann erarbeitete hier zusammen mit anderen Historikern und Sozialwissenschaftlern eine Studie zu *Political Community and the North-Atlantic Area: International Organization in the Light of Historical Experience*. Die Habsburger Monarchie war als ein Modellfall ausgewählt worden und Kann publizierte 1957 auch eine Monographie mit dem Titel *The Habsburg Empire. A Study*

17 Brief Gerhard Masur, an seinen ehemaligen Studenten aus der Berliner Zeit Wilmont Haacke, vom 23.07.1973, in: *Institut für Zeitgeschichte*, München, Nachlaß Masur, ED 216/59, III. Korrespondenz H-I.

18 Der deutsche Rezensent beurteilte den Versuch als gescheitert. Vgl. P. Kluge, in: *HZ* 192 (1961), S. 630-632. Die Publikation lag mir nicht vor.

in *Integration and Disintegration*.¹⁹ Kann widmete sich diesem Versuch, Gesetzmäßigkeiten der „Integration“ und „Desintegration“ aufzudecken, in seiner separaten Studie nur eingeschränkt. Er verwendete den im Rahmen des Gesamtprojekts entwickelten Begriffs- und Fragekatalog.

„Die vorliegende Monographie aber versucht nicht zu verallgemeinern oder ihre Ergebnisse unmittelbar auf die gegenwärtigen Weltprobleme zu beziehen.“²⁰

Eine politische Einheit wie die Habsburger Monarchie sei nicht am Maßstab einer zukünftigen Weltorganisation in Bezug auf ihre „friedliche innere Entwicklung, gemeinsame Institutionen und Verteidigung gegen äußere Angriffe“ zu messen. Statt dessen hieße die Frage, „ob sie denn ihrer *eigenen* Zeit in diesen Belangen gerecht wurde.“²¹ Kann erwähnte in seiner Einleitung sogar, daß die (analytische) Disposition, der er sich habe „unterwerfen“ müssen, nicht immer seinen Beifall gefunden habe. Doch schien es ihm letztlich wertvoll,

„... das österreichische Problem einmal nicht ... als Fall *sui generis* zu betrachten, sondern als einen Fall in einer Kette paralleler, wenn auch gewiß nicht analoger Probleme der Staatengeschichte.“²²

In knappen Kapiteln ging er Aspekten der sozialen Struktur, dem Zusammenhang von „sozialem Aufbau und parlamentarischer Vertretung“, den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen in ihrer Tragweite und Wirkung nach. Im Laufe der Studie meinte Kann feststellen zu müssen, daß das Problem nicht so sehr in der Frage liege, warum Österreich-Ungarn zugrunde ging (wofür er den Ersten Weltkrieg verantwortlich machte), sondern darin, warum es überhaupt so lange hatte existieren können. Gesetzmäßigkeiten, oder gar die eine große Gesetzmäßigkeit, konnte er jedoch nicht entdecken.²³ Der systematische Zugriff schien ein nur eingeschränktes Erklärungspotential zu besitzen. Es hatte wehl letztlich an einem „Gemeinschaftsgefühl“ gefehlt. Im Ergebnis konstatierte Kann:

„Überzeugender [als die Ursache der Auflösung des Habsburger Reiches in den äußeren Mächten zu sehen] ist die Tatsache, daß es der Monarchie mißlang, den

19 R. A. Kann u.a., *Political Community and the North-Atlantic Area: International Organization in the Light of Historical Experience*, Princeton/NJ 1957 und ders., *The Habsburg Empire. A Study in Integration and Disintegration*, New York 1957; deutsch: *Worden und Zerfall des Habsburgerreiches*, Graz 1962.

20 Vorwort des Institutsdirektors R. W. van Wagemen in ebenda, S. 7-9, hier 8.

21 Ebenda, S. 19.

22 Ebenda, S. 14.

23 Vgl. ebenda, S. 237, zum Ersten Weltkrieg S. 40, 167, 189, besonders 196.

Begriff des typisch österreichischen Menschen zu entwickeln. Ein Erfolg in dieser Hinsicht hätte die Auflösung vielleicht verhindert und wäre für eine künftige Wiedervereinigung sicher von guter Vorbedeutung gewesen.“²⁴

Der bestimmende Faktor im Integrationsprozeß hätte also die Entwicklung des „übernationalen Menschen“ und der „übernationalen Idee“ sein können. Ihr widmete Kann sein letztes Kapitel. Für diesen Teil der Arbeit „unterwarf“ er sich übrigens nicht mehr der (analytischen) Disposition des Gesamtprojekts; hier nahm er den zuvor unternommenen Schritt hin zu einer „funktionalistischen“ Analyse wieder zurück.

Robert A. Kanns Experiment, mit einem dezidiert sozialwissenschaftlichen Ansatz zu operieren, blieb ein kurzer Ausflug. Er hatte sich ergeben aus persönlichen Kontakten, die Kann in den ersten Jahren der Emigration am und über das *Institute for Advanced Study* in Princeton/NJ hatte knüpfen können, sowie aus der Tatsache, daß ein interdisziplinäres Projekt wie dieses über weltpolitische Institutionen durch das Engagement mehrerer Wissenschaftler zustande gekommen war und dafür ausreichend finanzielle Ressourcen zur Verfügung gestellt wurden. Wissenschaftliche Zusammenarbeit und Kommunikation brauchen angemessene Rahmenbedingungen. Daß die Finanzierung des Projekts für einige Jahre gesichert werden konnte, verdankte sich wiederum dem Umstand, daß es sich um ein weltpolitisch aktuelles Thema handelte. So wie rahmenbedingte Faktoren die wissenschaftliche Arbeit der Emigranten beeinflussten, lagen im politischen Zeitgeschehen weitere, de facto wichtigere Wendungen in ihrem Werk begründet.

Etliche der Historiker fanden im Nationalsozialismus und durch den Zweiten Weltkrieg ihre in den 1920er Jahren gewachsene kritische Haltung gegenüber der deutschen Geschichte und der traditionellen Geschichtsschreibung bestätigt. Doch insofern bestimmte Forschungsprojekte auf eine Legitimierung der Republik und ähnlichem gezielt hatten, man denke an Hajo Holborns Arbeit zur Entstehung der Weimarer Verfassung, machten diese Arbeiten nach 1933 keinen Sinn mehr. Nach Großbritannien emigrierte Francis L. Carsten hatte sich aufgrund seines politischen Engagements vor 1933 mit der Geschichte der sozialistischen Bewegung beschäftigt. Nach der Emigration verlegte er sein Interesse auf die frühe preußische Geschichte, um herauszufinden was „falsch“ gelaufen war. Hans Rosenberg hatte, als überzeugter Demokrat, bis dahin hauptsächlich über die Traditionen des deutschen Liberalismus und die Ursachen seiner Entfremdung vom westeuropäischen Liberalismus gearbeitet. Wie viele Kollegen auch, beschäftigte er sich mit „Krisen“-

²⁴ Ebenda, S. 237; vgl. zum fehlendem „Gemeinschaftsgefühl und -sinn“ S. 21, 95, passim.

Phänomenen. Nach dem Kriegseintritt der USA entschied H. Rosenberg, „eine umfassende Sozialgeschichte der vorindustriellen preußisch-deutschen Herrschaftselite in Angriff zu nehmen“²⁵ und damit der Frage nachzugehen, wie es eigentlich zum „Dritten Reich“ hatte kommen können. Der Nationalsozialismus und bald „1945“ lösten als neuer Fluchtpunkt alte Leitideen ab.

Hajo Holborn, der in seinen Arbeiten die besondere Entwicklung Deutschlands immer berücksichtigt hatte, war vor 1933 gegen eine simplifizierende Überbetonung des Gegensatzes zwischen Deutschland und Westeuropa aufgetreten.²⁶ Darin lag nicht nur ein anti-nationalistischer Impetus. Angesichts des Legitimationsbedarfs der Demokratie hatte es gegolten, das Argument der Republik-Gegner, das parlamentarische System entspreche nicht der „Sonderentwicklung“ Deutschlands, zu unterlaufen. Nach 1945 konnte Holborn nicht umhin, die Unterschiede zwischen der „verspäteten Nation“ Deutschland und Westeuropa, die er vor der Emigration noch versucht hatte einzuebnen, um so mehr zu betonen.²⁷ Daß deren Überwindung jetzt an der Zeit sei, verlieh seiner Argumentation für eine Anbindung „Nachkriegs-Deutschlands“ an den Westen mehr Gewicht.

Hans Rosenberg gedachte mit seiner Studie über die preußischen Junker seinen „wissenschaftlichen und ideologischen Beitrag zur Neugestaltung Deutschlands“ zu leisten.²⁸ Die „normative Westbindung“, Traditionskritik und Modernisierungsperspektive, die in der Historischen Sozialwissenschaft in den 1970er Jahren mit weiteren Elementen eine „unauflösbare“ Verbindung eingingen, wurden von einigen der Emigranten (vor allem in den USA) vorweggenommen. Insofern war ihre Inanspruchnahme – besonders jene von Hans Rosenberg – als „traditionelle Vorläufer“ der „Modernen Deutschen Sozialgeschichte“ durch Historiker wie Hans-Ulrich Wehler legitim und kongenial.²⁹

25 H. Rosenberg, Rückblick (Anm. 15), S. 19.

26 Vgl. H. Holborn, Protestantismus (Anm. 15), in: HZ 144 (1931), S. 15-30 und 149 (1934), S. 139-141.

27 Vgl. H. Holborn, Der deutsche Idealismus in sozialgeschichtlicher Beleuchtung, in: HZ 174 (1952), S. 359-384 und ders., A History of Modern Germany, Bd. 1: The Reformation, New York 1959, Bd. 2: 1648-1840, New York 1964, Bd. 3: 1840-1945, New York 1969; deutsch: Deutsche Geschichte in der Neuzeit, Bd. 1: Das Zeitalter der Reformation und des Absolutismus (bis 1790), Stuttgart 1960, Bd. 2: Reform und Restauration, Liberalismus und Nationalismus (1790-1871), München 1970, Bd. 3: Das Zeitalter des Imperialismus (1871-1945), München 1971.

28 So Hans Rosenberg in einem Brief an Friedrich Meinecke, vom 06.05.1946, zitiert nach H. A. Winkler, Ein Erneuerer der Geschichtswissenschaft. Hans Rosenberg 1904-1988, in: HZ 248 (1989), S. 529-555, hier 541.

29 Vgl. zu dieser „unauflösbaren Verbindung“ Th. Welskopp, Westbindung auf dem „Sonderweg“. Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur

III. Wenn es ein Deutungsmuster gab, das „die Emigranten“ ab Ende der 1940er Jahre versuchten nach Deutschland zu vermitteln, dann die Vorstellung der *Western civilization*. Auch die amerikanischen Amerika-Historiker, vor dem Zweiten Weltkrieg noch um die Besonderheit und Unterschiedlichkeit der amerikanischen Gesellschaft im Vergleich zu Europa bemüht, schlossen sich nach 1945 dem Interpretationsrahmen einer *Atlantic community* für die amerikanische wie auch die westeuropäische Geschichte an.³⁰ Projekte wie jenes, an dem Robert A. Kann sich beteiligte, erhielten besondere Unterstützung. Auf dem Internationalen Historikerkongress in Rom 1955 wurde für das „atlantische Geschichtsbild“ gemeinsam von Jacques Godechot und Robert R. Palmer in einem großen Vortrag gleichsam „geworben“.³¹ Für die Emigranten und die amerikanischen Europa-Historiker war die Anbindung (West-)Deutschlands an den Westen – mit allen politischen Implikationen – oberstes Gebot.

Völlig einig waren sie sich ebenfalls in ihrer Zielsetzung, das „deutsche Geschichtsbild“ zu revidieren. Im Vordergrund stand die Kritik an den preußischen Traditionen, an Machtstaatsdenken, Militarismus und Nationalismus und in engerem methodologischen Sinne am Primat der Außenpolitik, dem Vorrang der Diplomatiegeschichte, dem „Individualitätsprinzip“ und der bisherigen Vernachlässigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. In Deutschland trafen die Emigranten – das ist bekannt – mit ihren Revisionsforderungen und -angeboten schnell auf zunehmenden Widerstand.

Als Gerhard Ritter sich in „Europa und die deutsche Frage“ 1948 den zentralen Themen Luthertum und Preußentum, Revolution, Nationalismus und Imperialismus sowie Erster Weltkrieg stellte, wurde die Schrift auf beiden Seiten des Atlantiks unterschiedlich aufgenommen. Von Karl D.

Historischen Sozialwissenschaft, in: W. Küttler u.a. (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945*, Frankfurt a. M. 1999, S. 191-237, der auf S. 196 bemerkt: „Ohne ihren direkten Einfluß überbewerten zu wollen, verliehen die Emigranten [besonders Hans Rosenberg] dem gesellschafts- und traditionskritischen Impetus der Sozialgeschichte eine neue wissenschaftliche und moralische Autorität.“ – Claus Leggewie hielt jüngst in einem Aufsatz zu Theodor Schieder und dessen NS-Vergangenheit fest: „Wehler, der als junger Student Schieders wegen von Bonn nach Köln gegangen war, bekennt heute die fast unvereinbaren Gefühle von Loyalität, die er einerseits weiterhin dem akademischen Lehrer zollt, andererseits den rund 135 deutschen Historikern gegenüber verspürt, die nach 1933 verjagt, eingesperrt oder ermordet wurden. Dabei wird eine Art Sehnsucht nach einem fehlerfreien Ersatzlehrer sichtbar, sobald die Rede auf Hans Rosenberg kommt.“ C. Leggewie, *Mitleid mit den Doktorvätern oder: Wissenschaftsgeschichte in Biographien*, in: *Merkur* 601 (1999), S. 433-444, hier 437.

30 Vgl. P. Novick, *That Noble Dream. The „Objectivity Question“ and the American Historical Profession*, Cambridge/MA 1988, S. 311.

31 Vgl. J. Godechot u. R. R. Palmer, *Das Problem des Atlantik vom 18. bis zum 20. Jahrhundert* [1955], in: E. Schulfin (Hrsg.), *Universalgeschichte*, Köln 1974, S. 295-317.

Erdmann hochgelobt, zeigte Felix Gilbert einige Vorbehalte. Während dieser Ritters „Polemik“ gegen den unter dem Begriff des „Vansittartismus“ subsummierten angelsächsischen „view of Germany“ für den schwächsten Teil der Arbeit hielt,³² lag für Erdmann gerade hierin der Wert der Publikation. Die These von der Kollektivschuld habe sich damit als unhaltbar erwiesen.³³ Gilbert dagegen mangelte es gerade bei Ritters Abwehr des „Vansittartismus“ an tiefgreifenderer Kritik auf der Basis von Untersuchungen der sozialen Entwicklungen in Deutschland. Doch schien ihm das Buch insgesamt „worth while“. Er selbst bekannte, eine zu scharfe Kritik an Ritter zu scheuen, um die Ansätze nicht im Keim zu ersticken. Denn dies zeige

„... a lack of appreciation of the importance of initiating immediately serious scholarly discussions in Germany and of the difficulties against which scholarly production has to struggle there today.“³⁴

Wie berechtigt seine Befürchtungen waren, zeigen besonders die Reaktionen auf jene Arbeiten der Emigranten und angelsächsischer Kollegen, die auf eine kritische Neubewertung Bismarcks und Preußens drängten. Gerade sie scheinen die retablierte deutsche Historikerkunft in ihrer Abwehr gegen Revisionsforderungen zusammengeschweißt zu haben. Bei der Verteidigung dieser beiden letzten Bastionen von „guter Tradition“ (von deutscher Seite sowie von Hans Rothfels) aber ging es vor allem um inhaltliche Werte. Die methodischen Zugriffe eines Francis L. Carsten oder Hans Rosenberg interessierten – vorerst – nur am Rande. Angesichts der desolaten Gegenwart und unwägbarer Zukunft war die Frage, „was ist uns geblieben?“ eben dringlicher, als die Frage „was sollten wir ändern?“. Und daß die me-

32 Vgl. besonders die Einleitung, Ritters „Verteidigung“ Bismarcks und seine Schlußbetrachtung; in: G. Ritter, *Europa und die deutsche Frage. Betrachtungen über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens*, München 1948, S. 7-10, 77-100 u. 193-200. Ritter war wohl der erste, der die „Luther bis Hitler“-These mit dem Begriff „Vansittartismus“ bezeichnete; vgl. ebenda, S. 7.

33 Vgl. K. D. Erdmann, Rezension, in: *HZ* 170 (1950), S. 139-143, hier 142. Es war im übrigen die „bewährte Methode des Historismus“, die es nach Erdmann erlaubte, die gegensätzlichen politischen Anschauungen des Westens und Deutschlands „nicht aus Vorzügen oder Fehlern des Denkens und Charakters dieses oder jenes Volkes her[z]uleiten, sondern aus der historischen Situation, aus der die Entwicklung ihren Ursprung genommen hat. ... Die Schrift ist eine Bestätigung dafür, daß man trotz der Vorwürfe, die sich heute auf allen Gassen gegen den Historismus erheben, guten Grund hat, sich ihm auch weiterhin ein gehöriges Stück Weges anzuvertrauen.“ Ebenda, S. 140. Die Methode des Historismus habe sich auch bei Ritters Betrachtungen zu Bismarck bewährt. Trotzdem er es ablehne, Bismarck „von der Ebene des englischen Liberalismus aus zu beurteilen“, sei er, so Erdmann, den Bedenken im Bismarckbuch Erich Eycks durchaus gerecht geworden. Ebenda, S. 141. – Vgl. F. Gilbert, Rezension, in: *American Historical Review* 54 (1949), S. 594f.

34 Ebenda, S. 595.

thodologischen Fragen im Laufe der Diskussionen in den Nachkriegsjahren bald in den Hintergrund gedrängt wurden zugunsten der Frage nach den zu vermittelnden Werten ergab sich auch aus der Notwendigkeit des Alltags, denn Schüler und Studenten wollten unterrichtet werden. Auf einer deutsch-englischen Historikerkonferenz 1949 einigte man sich letzten Endes, daß angesichts des konkreten Handlungsbedarfs der Inhalt der Lehre wichtiger sei als die Methode: Unter Politischer Geschichte könne in Zukunft schließlich auch anderes, wie z.B. die Industrielle Revolution subsummiert werden.³⁵

Die Forderung nach mehr Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wurde in der Debatte um die Revision des „deutschen Geschichtsbildes“ oft und laut gestellt. Doch gerade sie scheint im Wechselspiel von Revisionsansprüchen und -abwehr schnell zu einem Schlagwort geronnen zu sein, mit dem sich durchaus unterschiedliche Vorstellungen verbanden, die zudem nicht immer expliziert wurden. Deshalb ist die Frage, was haben „die Emigranten“ unter „mehr Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ verstanden, weniger eindeutig zu beantworten als jene, was haben sie sich davon für die deutsche Geschichtswissenschaft versprochen?

IV. Die Beurteilung des einer Arbeit gegebenenfalls innewohnenden sozialgeschichtlichen „Innovationspotentials“ ist abhängig von den Bemessungskriterien und der Perspektive. Die Einbeziehung des sozialgeschichtlichen Hintergrundes war in vielen politik- und ideengeschichtlichen Untersuchungen der Emigranten schon seit den 1920er Jahren selbstverständlicher geworden. Sie wird heutigen Ansprüchen sicher nicht gerecht; oft genug wird damaligen Arbeiten bescheinigt, sie hätten „lediglich“ oder aber immerhin „ansatzweise“ sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen berücksichtigt.³⁶ Doch dies gilt ebenso für das Gros der Arbeiten, die in diesen Jahren in den USA, Großbritannien oder Frankreich erschienen.³⁷

Somit konvergierten auch in methodischer Hinsicht die Interessen der Emigranten und der entsprechenden amerikanischen Kollegen. Die wichtigsten Deutschland- und Europa-Historiker wie z.B. Sidney B. Fay, Carl-

35 Vgl. H. F. Bing, *The Study and Teaching of History in Post-war Germany*, in: *History* 36 (1951), S. 92-107.

36 Vgl. z.B. zu Holborn B. Faulenbach, Hajo Holborn, in: *Deutsche Historiker VIII*, Hrsg. H.-U. Wehler, Göttingen 1982, S. 114-132 oder auch Hans Rosenbergs Selbsteinschätzung seiner frühen Aufsätze in H. Rosenberg, *Politische Denkströmungen* (Anm. 15), S. 10 und ders., *Rückblick* (Anm. 15), S. 14, die „Schwächen der Betrachtungsweise, Methodik und Interpretation“ respektive eine noch „unzureichende theoretische und sozialwissenschaftliche Schulung“ verrieten.

37 Vgl. dazu die Beiträge in J. Kocka (Hrsg.), *Sozialgeschichte im Internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989*.

ton J. H. Hayes, Bernadotte E. Schmitt sowie die jüngeren William L. Langer oder auch Eugene N. Anderson lehrten und schrieben Politische und Diplomatiegeschichte. Die Berührungängste gegenüber den Sozialwissenschaften waren bei den älteren sicherlich geringer als bei den meisten deutschen Kollegen gleichen Jahrgangs. Carlton J. H. Hayes hatte u.a. schon 1916 ein *textbook* zur *Political and Social History of Modern Europe* veröffentlicht, bevor er sich unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges dem Problem des Nationalismus zuwandte.³⁸ Und bei den jüngeren Europa-Historikern war die Berücksichtigung des sozialgeschichtlichen Hintergrundes, wenn auch in unterschiedlichem Maße eingelöst, selbstverständlich. Hajo Holborn, letztlich ein Vertreter der Politischen Geschichte, konnte in diesem akademischen Umfeld genauso schnell heimisch werden wie Felix Gilbert, der Politische Ideengeschichte unter Einbeziehung sozialgeschichtlicher Aspekte schrieb.³⁹ Hans Rosenberg jedoch, mit seinem methodischen Experiment, abstrakte Konjunkturmodelle der Ökonomie mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen zu kombinieren, war auch in den Vereinigten Staaten bis in die 1950er Jahre hinein noch eine Ausnahmeerscheinung. Maßgeblich gewann die Sozialgeschichte in den USA erst in den 1960er Jahren an Boden.

Wie in (West)Deutschland wurde die „deutsche Katastrophe“ vornehmlich als politische und geistig-moralische Krise aufgefaßt. Der Zugang zum „Phänomen“ Nationalsozialismus blieb deshalb – wie in der deutschen Zeitgeschichte nach 1945 – vorerst eine Domäne der Politischen Geschichte und dem, was in den USA unter *intellectual history* firmierte. Unter dieser Etikettierung verschmolzen im Bereich der *Modern European History* die von den *progressive historians* geprägten, sozialgeschichtlich ausgerichteten Ansätze in der Forschung zu „Ideen“ und ähnlichem mit den Bemühungen der Emigranten, die „mitgebrachte“ „Geistes- und Ideengeschichte“ in Hinblick auf sozio-ökonomische Aspekte zu „modernisieren“.⁴⁰

Diese „Modernisierung“ einhergehend mit einer „Demokratisierung“ war es, die sich die Emigranten für die deutsche Geschichtswissenschaft wünschten und unter der Forderung nach „mehr Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ subsummierten. Damit verbanden sie jedoch sicher nicht rein methodologische Veränderungswünsche. Tatsächlich waren ihre konkreten

38 Vgl. C. J. H. Hayes, *A Political and Social History of Modern Europe*, New York 1916.

39 So äußerte sich Holborn z.B. gegenüber empirischen Verfahrensweisen eher skeptisch. In einem Aufsatz zu „Greek and Modern Concepts of History“ betonte er die Differenzen, die zwischen „historical and scientific methods“ bestünden. Vgl. H. Holborn, in: *Journal of the History Ideas* 12 (1949), S. 3-13.

40 Vgl. z.B. H. Holborn, *Der deutsche Idealismus in sozialgeschichtlicher Beleuchtung*, in: *HZ* 174 (1952), S. 359-384.

Vorschläge zur Modifizierung von Leitideen, zu thematischen Erweiterungen, neuen Quellengattungen und verschobenen Perspektiven so eng mit der Umwertung von tradierten und teilweise durch den Nationalsozialismus diskreditierten Werten verknüpft, daß die Frage der Methoden oft eine neben- oder gar untergeordnete Rolle spielte. Man denke hier z.B. an Dietrich Gerhard, der sich maßgeblich für die Ständeforschung in Deutschland engagierte. Aber dabei nahm er neben seinen alten komparatistischen Interessen keine Vorstellung von „sozialem Wandel“ in den Blick, sondern zielte vornehmlich auf eine neue, positive Anerkennung der Landstände bei der Ausbildung des modernen Staates. In erster Linie ging es ihm um die Freilegung der Wurzeln „demokratischer“ Traditionen, so wie es Hans Rosenberg vor allem um die Revision des „Bildes“ der deutschen Geschichte ging. Die Einsicht in gewisse Fehlentwicklungen des „deutschen Sonderweges“ versprach der neuen politischen Ordnung nach 1945 zur Akzeptanz zu verhelfen. Das war es, was zählte. Und sofern inhaltliche und methodische Neuorientierungen seitens deutscher Historiker auf diese „Demokratisierung“ hinzuarbeiten schienen, wurden sie von den Emigranten befürwortet und wenn möglich unterstützt.

Ausgefeilte Konzepte dagegen entwickelten „die Emigranten“ für die deutsche Sozialgeschichte nicht, auch deshalb, weil sich – wie bereits erwähnt – unter ihnen eine enge, langjährige Zusammenarbeit, die auf eine konkrete und nachhaltige Wirkung methodologischer Neuerungen zielte, nicht ergab. Es bleibt im Einzelfall zu betrachten und zu entscheiden, ob und welche für die Entwicklung der deutschen Sozialgeschichte relevanten Alternativen die Emigranten jeweils boten. Abgesehen von dem mehr oder weniger stark getragenen Konsens über „normative Westbindung“, Traditionskritik und Modernisierungsperspektive, waren ihre Revisionsangebote disparat und individuell. Insofern sie in ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit die geforderten methodologischen Revisionen selbst nicht mehr vollzogen, und das gilt für die meisten Emigranten, hielten sie ihre „Schüler“ dazu an, eben dies zu tun, – genau wie Werner Conze und Theodor Schieder. Die in den USA weiter gepflegten sozialgeschichtlichen Ansätze der 1920er und 1930er Jahre hatten mit der Sozialgeschichte der 1970er Jahre eben nur „ansatzweise“ etwas zu tun.

So individuell wie ihre Revisionsangebote waren auch die jeweiligen Möglichkeiten der Vermittlung für die Emigranten. Abgesehen vom „Innovationspotential“ und den angemessenen Rahmenbedingungen, bedarf es des Zusammentreffens von Persönlichkeiten, Interessen und Engagement mit finanziellen Ressourcen zum richtigen Zeitpunkt, damit Ideen entstehen, Projekte entwickelt, neue Verbindungen geknüpft, Anregungen aufgenommen und nachhaltige Wirkungen erzielt werden können. Mit Blick auf

die Präsenz der Emigranten ist jedoch zu fragen, ob und wie sich neuartige methodische Ansätze während einem oder zweier Gastsemester und gelegentlicher Forschungsaufenthalte in Deutschland tatsächlich nachhaltig vermitteln ließen.

Hans Rosenberg unterhielt mit zahlreichen jüngeren Historikern, die er während seiner Gastprofessur 1949/1950 in Berlin oder zu späteren Gelegenheiten kennengelernt hatte, umfangreiche Korrespondenzen. Er gab einschlägige Hinweise auf anglo-amerikanische Literatur, vermittelte gegebenenfalls in den USA Kontakte und kommentierte ihm zugesandte Manuskripte mit „häufig scharfer, aber immer konstruktiver Kritik“.⁴¹ Schon bald diente der Name „Hans Rosenberg“ wie der Begriff „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ als Chiffre. Er stand – neben der Kritik an Preußen – für das Programm der „Modernisierung“ und „Demokratisierung“ der westdeutschen Geschichtswissenschaft sowie für die Forderung nach mehr Theorie,⁴² – für eine umfassende Erneuerung, welche durchzuführen sich eine jüngere Generation von Historikern berufen sah. Doch gerade jene deutschen „Schüler“, die so sehr auf Hans Rosenbergs „Einfluß“ verweisen, holten sich das Gros ihrer theoretischen Anregungen nicht bei ihm. Bei aller frühzeitigen Rezeption anglo-amerikanischer Literatur machten sie ihre Ausbildung und praktischen Erfahrungen der prägenden ersten Jahre doch an deutschen Universitäten. Die Umsetzung der Theorie in die Praxis wiederum diskutierten sie intensiv im *Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte*. Hier war der Ort, wo die Konzepte für Projekte zur Geschichte der industriellen Gesellschaft und vielem anderen mehr konkrete Gestalt annahmen. Zu den Tagungen des *Arbeitskreises* aber war Hans Rosenberg nie eingeladen. Unter den wenigen Remigranten, die über ihre Präsenz schon eher „Einflußmöglichkeiten“ besaßen, fand sich allerdings auch kein anderer, der – die „bessere Tradition“ verkörpernd – in methodischer Hinsicht als Vorbild für die „Moderne Deutsche Sozialgeschichte“ hätte gelten können:

V. Wie Hans Rothfels, gelang auch Dietrich Gerhard der Wiedereinstieg in das deutsche akademische System. In ihren nicht unwichtigen Positionen besaßen sie in wissenschaftspolitischer Hinsicht Wirkungsmacht. Solche Wirkungsmacht wollten sich auch jene Emigranten erhalten, denen es bis Anfang der 1950er Jahre gelungen war, in den USA nicht unwichtige Positionen zu erreichen.

41 G.A. Ritter, Hans Rosenberg 1904–1988, in: GG 15 (1989), S. 282-302, hier 297.

42 Vgl. H. Rosenberg, Deutsche Agrargeschichte in alter und neuer Sicht, in: ders., Probleme der deutschen Sozialgeschichte, Frankfurt a. M. 1969, S. 81-147.

In seiner pessimistischen Einschätzung der Regenerationsfähigkeit der deutschen Geschichtswissenschaft hatte Felix Gilbert 1948 noch konstatiert:

„... very few ... are left to form a bridge between the present and the better tradition of the past and to inculcate sounder methods into the new generation.“⁴³

Eben dieser Brückenschlag, die Vermittlung zwischen den Kontinenten, den Kulturen und vor allem den Generationen wurde zur Aufgabe der Emigranten. Die restaurative Phase der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 war von der Suche nach einem *modus vivendi* mit der jüngsten Vergangenheit geprägt. Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges nahmen darauf auch die Emigranten Rücksicht. Daß innerhalb dieser „älteren“ Generation kein Interesse an gegenseitigen Beschuldigungen bestand, ist nicht nur als psychologischer Akt der Vergangenheitsverdrängung zu deuten, der den Umgang miteinander überhaupt erst wieder möglich machte. Dies war auch aus einer in Notwendigkeit geborenen Einsicht erwachsen: Wenn überhaupt ein positiver, i.e. „demokratisierender“ Einfluß auf die deutsche Geschichtswissenschaft genommen werden konnte, dann nur in mühevoller, zeitintensiver Überzeugungsarbeit. Felix Gilbert trug dem schon 1949 Rechnung, als er – wie bereits erwähnt – bekannte, eine zu scharfe Kritik an Gerhard Ritter zu scheuen, um die Revisionsansätze nicht im Keim zu ersticken.⁴⁴ Das *appeasement* mit den deutschen Kollegen, das zeigen z.B. die Auseinandersetzungen über Bismarck und Preußen, war fragil genug. Andererseits waren sich die Emigranten darüber im klaren, mit wessen Hilfe der Weg über „Demokratisierung“ zu gehen war. So schrieb Dietrich Gerhard kurz vor seiner ersten Deutschland-Reise 1950 an Gerhard Masur:

„die Hauptaufgabe wird sein, aus der eigenen Ausweitung und veränderten Auffassung heraus in Vorlesungen, Seminar und Gespräch mit den Studenten Führung aufzunehmen.“⁴⁵

Der jüngeren Historikergeneration sollte gelingen, was der Zunft vor dem Krieg noch unmöglich gewesen war: ein demokratisches Selbstverständnis auszubilden.

Als Hans Rothfels sich 1960 um einen Nachfolger für seinen Lehrstuhl in Tübingen bemühte, setzte er seine Hoffnung auf Gerhard Masur. Der

43 F. Gilbert, *German Historiography during the Second World War: A Bibliographical Survey*, in: *American Historical Review* 53 (1947/1948), S. 50-58, hier 57.

44 F. Gilbert, Rezension, in: *American Historical Review* 54 (1949), S. 594f., 595.

45 Brief Dietrich Gerhard an Gerhard Masur, vom 31. Mai 1950, in: *Institut für Zeitgeschichte*, Nachlaß Gerhard Masur, ED 216/58, III. Korrespondenz D-G.

rang mit sich, sagte aber letztlich ab. Hajo Holborn hatte Masur in dieser Sache bemerkenswerterweise geschrieben:

„Certainly it is a decision not easy to make. As far as I am concerned, I would wish that you would stay on this side of the Atlantic.“⁴⁶

Holborn gewann wohl erst Anfang der 1960er Jahre den Eindruck, daß die Bundesrepublik als Demokratie bestehen werde.⁴⁷ Als Doyen und *gatekeeper* der *Modern European History*, geehrt 1967 mit der Präsidentschaft der *American Historical Association* und in Deutschland 1969 mit dem *Inter-Nationes-Preis*, sah Holborn seinen und den Platz seiner Kollegen in den USA. In ihren Schlüsselstellungen besaßen sie die Möglichkeit, für die Repräsentation einer „besseren deutschen Tradition“ und eine Weiterentwicklung der kritischen Ansätze aus den 1920er Jahren Sorge zu tragen. Die Pflege der Forschung zur deutschen Geschichte aus der geographischen Distanz war ebenso wichtig, wie deutschsprachigen Nachwuchshistorikern das Tor zu dem Land offen zu halten, wo sie die *Western perspective* praktiziert sehen konnten, und das, was selbst Hans Rothfels einsichtig geworden war: Demokratie funktioniert. Die Emigranten richteten den Blick nach vorn und setzten auf die nächste Generation. Heraus dabei kam, was Paul Nolte jüngst, und wie ich finde hinsichtlich der „normativen Westbindung“ sicher treffenderweise, als „atlantische Generation“ bezeichnete.⁴⁸

Der Konsens zwischen den Emigranten und der deutschen Geschichtswissenschaft wurde diesseits des Atlantiks erst wirklich getragen von Historikern wie – stellvertretend seien hier genannt – Hans Mommsen, Hans-Ulrich Wehler oder auch Gerhard A. Ritter, der 1949/1950 an dem Berliner Gastseminar von Hans Rosenberg teilgenommen hatte. Einer der hinreichenden Gründe dafür war die Tatsache, daß sowohl in den USA, Großbritannien als auch in Deutschland zur Klärung der Vorgeschichte des Nationalsozialismus das 19. Jahrhundert und Preußen im Zentrum des Interesses standen. Die trans-atlantische Klammer war die These des „deutschen Sonderwegs“.

Die ideologiekritische Forschung zum frühen 20. Jahrhundert, zumal wenn sie die eigene Zunft betraf, war ein weitaus prekäreres Thema, und das auch in den USA. Die Emigranten repräsentierten dort die Weimarer Republik. Sie waren die „active protagonists in the saga of twentieth-

46 Brief Hajo Holborn an Gerhard Masur, vom 09.03.1961, in: *Institut für Zeitgeschichte*, München, Nachlaß Gerhard Masur, ED 216/59, III. Korrespondenz H-I.

47 Vgl. O. Pflanze, *The Americanization of Hajo Holborn*, in: H. Lehmann u. J. J. Sheehan (Hrsg.), *Interrupted Past* (Anm. 13), S. 170-179, hier 178.

48 Vgl. P. Nolte, *Die Historiker der Bundesrepublik. Rückblick auf eine „lange Generation“*, in: *Merkur* 601 (1999), S. 413-432, hier 417.

century German history“.⁴⁹ Im Bereich einer sich kritisch verstehenden Zeitgeschichtsschreibung aber kommt es leicht dazu, daß die Enkel die Väter zum symbolischen Mord an den Großvätern auffordern.

Kenneth D. Barkin, damals Student der *Modern European History*, besuchte den Historikertag in New York 1960, um bei der Gelegenheit seinen Doktorvater Klaus Epstein zu hören. Dieser war um ein *comment paper* gebeten worden. Den Hauptvortrag der Sektion hielt Fritz K. Ringer über deutsche Gelehrtenpolitik in den 1920er Jahren; das *paper* sollte später den Kern seines Buches *The Decline of the German Mandarins* (1969) darstellen.

Die Grundthese Ringers war, daß die deutsche akademische Elite das Heraufkommen des Maschinenzeitalters und der Massengesellschaft als Bedrohung ihres politischen und sozialen Status empfunden habe. Deshalb hätten die Universitätsprofessoren und Regierungsbeamten eine mehrheitlich abwehrende Haltung gegenüber der Moderne eingenommen. Die Verfestigung einer damit einhergehenden anti-demokratischen Gesinnung habe zum Bündnis von Bildungselite und Obrigkeitsstaat geführt, einer zunehmend nationalistischen Orientierung und zu einer Anfälligkeit für den Nationalsozialismus nach 1933.

K. Epstein habe, so erinnerte sich Barkin, den Schlußfolgerungen des Kollegen kritisch gegenübergestanden. Der Grund aber, warum sich diese Sektion tief in sein Gedächtnis eingrub, sei ein anderer gewesen.

„One after another, scholars with thick German accents arose to attack Ringer for his condemnation of their own *Doktorvater* or an *Ordinarius* whom they had known. Ringer had not, after all, attended lectures in the twenties or conversed with these *Ordinarien* during their *Sprechstunden*. Pandemonium ensued as arguments arose among shouting members of the audience, with each other and with members of the panel. Carl Schorske, in his role as chair, repeatedly and fruitlessly banged his gavel to restore order. Franklin Ford of Harvard stormed out of the session. Only later did I learn that he had been Ringer's *Doktorvater*. When Schorske finally got the audience to quiet down – and, I should add, sit down – he announced that there would be no further questions or comments about Ringer's paper.“⁵⁰

Ob die Heftigkeit der Reaktionen als eine tatsächlich noch „tiefe Einbindung der Emigranten in den deutschen Kulturraum“⁵¹ zu bezeichnen wäre, oder eher als Ausdruck der mentalen Verbindung mit dem „besseren“ Teil

49 Vgl. K. D. Barkin, *German Emigré Historians in America: the Fifties, Sixties, and Seventies*, in: H. Lehmann u. J. J. Sheehan (Hrsg.), *Interrupted Past* (Anm. 13), S. 149–169, hier 150.

50 Ebenda, S. 149.

51 W. Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, S. 143.

der Überlieferung, sei dahingestellt. Bei aller Distanz gab es selbstverständlich Dinge, von denen sich die Emigranten nicht zu lösen vermochten. Sie mußten lernen, mit zwei Kulturen zu leben und gleichsam zwischen ihnen zu stehen. Seinem Kollegen Herbert Grundmann erklärte Hans Baron:

„man kann nicht mehr tauschen wollen. Aber Europas menschlich-geistigen Individualismus und Kultur hierher verpflanzen kann man nicht; im Gegenteil, die Freiheit und die freie Aufstiegsmöglichkeit für alle oder viele, die das Gift aus den sozialen Ungleichheiten herausnimmt, muss beständig neu mit den Nachteilen des Drucks der Masse auf alle höhere und feinere Kultur bezahlt werden, besonders auch in der Wissenschaft, und man empfindet es deshalb jeden Tag als Notwendigkeit, dass das alte Europa an seinem alten Platz fortbestehen bleibt, hoffentlich mit einem etwas grösseren Schuss vom amerikanischen ‚good will‘, das ‚Sozialprodukt‘ zu vergrössern und die Massen daran steigend teilnehmen zu lassen.“⁵²

Das alte Europa aber gab es nicht mehr. Nach dem Tode Friedrich Meineckes schrieb Dietrich Gerhard „bekümmert“,

„... dass nun das letzte Band zu dem Deutschland unserer Väter abgerissen ist. Aber wir müssen nun wohl dies alte Europa in uns tragen und in unserer Weise durch Sinn und Wirken davon Zeugnis ablegen. Das ist unsere geschichtliche Aufgabe...“⁵³

52 Brief Hans Baron an Herbert Grundmann, vom 24. Dezember 1951, in: *Duke University, William R. Perkins Library, Durham/NC, Hans Baron Collection, Box 17, Folder Correspondence outside America, Deutschland.*

53 Brief Dietrich Gerhard an Gerhard Masur, vom 7. Mai 1954, in: *Institut für Zeitgeschichte, München, Nachlaß Gerhard Masur, ED 216/58, III. Korrespondenz D-G.*